

Inhalt

- 04 **Editorial**
Ladies & Gentlemen
- 04 **Leserbriefe**
Funktionierende Bastelseiten
- 05 **Basteln für eine bessere Welt**
Razzetti vor, ab ins Tor!
- 06 **Aufgelesen**
Prostituierten-WM
- 06 **Zugerichtet**
Furchtbar fürsorglich
- 07 **Sie fragen – Prof. Mäder antwortet**
Was bringen Mittagstische?
- 07 **Meldung**
Klima noch nicht so prima
- 08 **Musik therapiert**
Christine Merz hilft Demenzkranken
- 13 **Anderes Leben**
Nach der Obdachlosen-WM
- 22 **Le mot noir**
Potenzial = Geld
- 23 **Kultur**
Lesbische Liebe
- 24 **Kultur**
Mächtiges Bern
- 26 **Ausgeh-Tipps**
Co Streiff spielt auf
- 27 **Finger**
J'accuse!
- 28 **In eigener Sache**
Impressum
INSP
- 29 **Projekt Anstellung**
Götti & Gotte gesucht
- 30 **Verkäuferporträt**
«Geld brauche ich zum Existieren,
aber nicht zum Glückhsein»

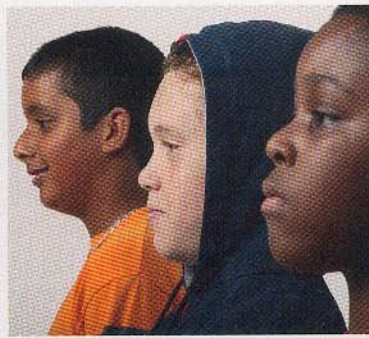


BILD: PLAINPICTURE

10 Vielfältige Schule

Kulturelle Vielfalt an Schulen sei nur für Erwachsene ein Problem, sagen Erziehungswissenschaftler der Uni Freiburg. Sie plädieren für einen kreativen Umgang mit der Heterogenität in Schweizer Schulstufen. Janine Kern machte sich ein Bild vor Ort und fragte Basler Kinder, wie sie mit ihren ausländischen Mitschülerinnen und Mitschülern zurecht kommen.

15 Spielen Sie «Surprise-Verkaufen»

Wer kennt schon nicht das Leiterlenspiel? Ein Spiel, das auf den Alltag der Surprise-Verkaufenden wie zugeschnitten ist: Mal hat man ein Hoch, am nächsten Tag kann man bereits wieder tief fallen. Wir haben für Sie ein Leiterlenspiel entworfen, das Stationen aus dem Leben eines Surprise-Verkaufenden schildert. Die Beispiele sind sehr anschaulich, doch vergessen Sie nie: Während Sie in der warmen Stube bei Kaffee und Kuchen spielen und beispielsweise schon wieder einen Absturz hatten, nicht verkaufen können und deshalb fünf Felder zurück müssen, erlebt draussen einer unserer Verkäufer vielleicht genau diese Situation. Trotzdem viel Spass.



ILLUSTRATION: MAYA STEINER

19 Gelbes Wägeli

«Jetzt holt dich dann das Gelbe Wägeli ab». Ein gängiger Ausdruck, jemanden zurechtzuweisen, der sich saublöd, ja, irgendwie völlig daneben benimmt. Für einige Menschen, denen man dieses Verhalten zuschreibt, bedeutet dies: Stigmatisierung. Es sind psychisch kranke Menschen, die teilweise nicht anders können. Für sie selbst ist es ausserdem nicht angenehm in ihrer Not nicht ernst genommen zu werden. Die Hyperwerk-Absolventin Naomi Petcher hat nun das Projekt «Gelbes Wägeli» initiiert. Es soll die Gesellschaft auf psychisch Kranke sensibilisieren. Michel Ecklin stellt es vor.



BILD: MARC BACTMANN

Eine psychische Krankheit zu akzeptieren, ist keine einfache Sache. Michel Ecklin sprach mit Betroffenen, Angehörigen und Ärzten über ihre Erfahrungen mit und Strategien gegen Stigmatisierung.

Image-Korrektur einer Krankheit

VON MICHEL ECKLIN (TEXT) UND MARC BACHMANN (BILD)

Mitten auf dem Basler Claraplatz pöbelt ein Mann Passanten an. Einige sind empört und geben ihm das auch zu verstehen: «Ich lass mich doch nicht so anschreien», sagt eine Frau. Ein anderer erwidert, der Mann brauche ärztliche Hilfe, doch sie will sich die Beleidigungen des verwirrten Mannes nicht bieten lassen. Die Reaktion der Frau ist verständlich, macht die Lage aber nur komplizierter. Denn der Pöbler leidet vermutlich an einer psychischen Krankheit. Reagiert seine Umwelt aggressiv auf ihn, drängt ihn das nur noch mehr in psychische Not.

Dieser Zwischenfall zeigt, wie die Öffentlichkeit mit psychischen Krankheiten umgeht. Oft nimmt man sie gar nicht erst als solche wahr, und wenn, dann will man möglichst wenig damit zu tun haben, sei dies aus Unwissen, Schutz oder Scham. Viele setzen psychische Krankheiten gleich mit Kindsmisbrauch oder Amoklauf, was in den allerseltensten Fällen etwas mit der Realität zu tun hat.

Sprung in der Schüssel

Kleine Frage: Psychische Krankheiten sind stigmatisiert, also gebrandmarkt als etwas Schlechtes. Dies geht so weit, dass sich Betroffene selber stigmatisieren. Wer psychisch leidet, braucht lange, um sein Unwohlsein als psychische Krankheit zu akzeptieren. Als erstes dominieren Ängste wie «ich hab doch nicht einen Sprung in der Schüssel». Und spricht man mit psychisch Kranken, stösst man meist auf ähnliche Geschichten: Sowohl Betroffene als auch Angehörige brauchen lange, um die psychische Krankheit überhaupt als solche zu benennen.

A. zum Beispiel war zwölf, als bei ihr Essstörungen anfangen. «Aber mit zwölf geht man doch nicht freiwillig zum Psychiater», sagt sie heute, das wäre ihr nur peinlich gewesen. Mit fünfzehneinhalb misslang ein Selbstmordversuch, sie wurde in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Aber dort konnte sich ihr Zustand nicht stabilisieren, bis 23 blieb sie fast ununterbrochen in Kliniken. Heute hat sie ihre Depressionen weitgehend im Griff, dank Medikamenten und Therapie. Ihr heutiger Freund C. hatte schon als Kind psychische Schwierigkeiten, aber seine Eltern nahmen das nicht wirklich wahr. Öfters bekam er zu hören, er sei «halt ein bisschen ein Eigenes». Zwar ging er zum Jugendpsychiater, aber eine seriöse Diagnose

kriegte er nie. «Ich hörte von Leuten, die bereits in einer psychiatrischen Klinik waren und meinten, dort werde alles nur noch schlimmer», meint er. Da schon seine Eltern einander ständig empfahlen, zum Psychiater zu gehen, fragte er sich: «Wieso jetzt auch ich?» Eine Zeit lang arbeitete er als gelernter Gärtner, aber das ging nicht lange gut. Erst viel später, nach zahlreichen Therapien bei verschiedenen Ärzten, stellte sich heraus, dass er eine Borderline-Persönlichkeit hat.

Christine hörte bereits als Kind Stimmen hinter den Sachen. Schon damals fühlte sie eine tiefe Trauer. «Aber ich liess mich halt einfach leben», sagt sie heute. Eine Therapie konnte nicht funktionieren, weil ihr die Stimmen einredeten, dass sie den Therapeuten nichts sagen solle. Bei der Geburt ihres Kindes begann eine Psychose, sie kam in eine Klinik. «Mein damaliger Mann verstand anfänglich rein gar nichts, was mit mir geschah», erklärt Christine heute. «Später trat er einer Selbsthilfegruppe bei, und unsere Beziehung verbesserte sich.» Ihre Eltern fielen aus allen Wolken und hüllten sich in betroffenes Schweigen. Denn in ihrer Familie wurden prinzipiell alle Probleme totgeschwiegen. «Für sie galt: Hauptsache sie müssen sich vor den Nachbarn nicht schämen.»

A. ihrerseits verheimlichte ihren Eltern jahrelang alle ihre psychischen Probleme. Eine Zeit lang hatten sie den Verdacht, ihre Stimmungsschwankungen hätten mit Drogen zu tun, sie erhielt Ausgehverbot. «Als ich dann notfallmässig in eine psychiatrische Klinik eingewiesen wurde, war das für meine Eltern wie Verrat an der Familie.» Sie selber fühlte sich sofort als psychisch krank gestempelt und merkte, wie es

«Ich hatte jahrelang eine Maske getragen. Psychische Schwierigkeiten sieht man einem ja nicht an.»

vielen Leuten bei diesem Thema schnell peinlich wird. Als später die Eltern in die Therapie einbezogen wurden, beschönigten sie die Probleme ihrer Tochter.

Suche nach dem Sündenbock

Es gibt aber auch die umgekehrte Konstellation: Die Angehörigen akzeptieren die psychische Krankheit, die davon betroffene Person nicht. So war das auch bei S., Vater einer schizophrenen Tochter. Seine



Christine hatte schon als Kind Stimmen im Kopf.

Frau und er hatten anfänglich die üblichen Vorurteile. Bald traten sie einer Angehörigen-Selbsthilfegruppe bei, dort lernten sie unter anderem einen Grundsatz im Umgang mit Schizophrenie: Niemand trägt die Schuld für diese Krankheit. S. musste aber bald erfahren, dass das einige Ärzte anders sahen: «Vollends stellte es mir ab, als wir in einer Familientherapie als Sündenböcke für die psychische Entwicklung unserer Tochter abgestempelt wurden», erläutert er. «Schizophrenie hat nämlich mit Veranlagungen im Gehirn zu tun, nicht mit schlechter Erziehung.» Diese Einsicht hat sich allerdings inzwischen weitgehend durchgesetzt.

S. empfiehlt allen Angehörigen, den Kontakt zu einer Selbsthilfegruppe zu suchen. Das tat auch M., Mutter eines schizophrenen Sohnes. «Ohne Selbsthilfegruppe hätte ich die Krankheit noch weniger verstanden», meint sie heute. Inzwischen hat sie gelernt, in ihrem Sohn Fähigkeiten zu sehen, die in einer Umwelt, in der psychische Krankheiten negativ bewertet werden, kaum zur Entfaltung kommen. «Wir müssen ständig darum ringen, an unsere eigene Zukunft zu glauben», so bringt C. seinen Alltag auf den Punkt. «Wenn dann Menschen um uns herum ein schlechtes, unrealistisches Bild von uns haben, sinkt unser Selbstwertgefühl in den Keller.» Untersuchungen zeigen, dass Psychatriepatienten einen noch tieferen gesellschaftlichen Status haben als ehemalige Strafgefangene. Seitdem Prominente wie der Fussballer Ivan Ergic seine Depression und der ehemalige FDP-Präsident Rolf Schweizer sein Burn Out öffentlich gestanden, gelten wenigstens diese Erkrankungen als ernstzunehmende Probleme. Schizophrenie hingegen wird oft pauschal als Wahnsinn gewertet, die Vorstellungen davon sind mehr von Filmen als von der Realität beeinflusst.

Dieser Irrationalität können sich nicht mal Ärzte entziehen. Dies erlebten A. und C. bei der Geburt ihres Kindes. Die Ärzte trauten es den beiden nicht zu, mit dem Kind umzugehen. Die Ärzteberichte, die C. später nachlesen konnte, sind voller Unterstellungen. So wollten sie den beiden ihre Tochter nur stundenweise nach Hause geben, und in den ersten drei Wochen sollten sie ihr unter Aufsicht den Schoppen geben. Ihre Haltung änderten die Ärzte erst, als A.s Psychiater eine Unbedenklichkeitserklärung abgab. Das junge Paar wehrte sich gegen diese Benachteiligung, was keine Selbstverständlichkeit ist. «Meine Patienten sind oft so stark in ihrer Opferrolle verhaftet, dass sie Diskriminierungen gar nicht mehr wahrnehmen», hat Urs Henzel festgestellt. Der Pflegefachmann an der psychiatrischen Poliklinik in Basel weiss zum Beispiel von einem Koch, der nach erfolgreicher Therapie eine Stelle fand. Dort traf er zufällig jemanden, den er in einer psychiatrischen Klinik kennen gelernt hatte. Sein Chef erfuhr davon, die Probezeit war sofort zu Ende. Der Koch fühlte sich nicht benachteiligt, er habe ja schon immer seine psychischen Schwierigkeiten niemandem verheimlichen wollen.

Humanes Kapital

Die Mehrheit der psychisch Kranken versteckt allerdings ihre Krankheit. Dies zeigt sich zum Beispiel bei der Anbahnung von Beziehungen. «Erfahrungsgemäss stellt es potenziellen Partnern ab, wenn man sagt, man lebe von der IV», so Henzel. Manche labilen Menschen verarbeiten ihre gesellschaftliche Ablehnung krankhaft, etwa indem Stimmen ihnen einreden, dass sie für nichts gebraucht würden. «Ich sage dann jeweils, dass die Welt da draussen nicht so perfekt ist, wie sie sich das vielleicht vorstellen.»

Wie man die Stigmatisierung psychisch Kranker generell abbauen könnte, diese Frage stellt sich Roland Vauth, ärztlicher Leiter einer Zweigstelle der Psychiatrischen Poliklinik Basel. In der psychotherapeutischen Arbeit mit an seelischen Krankheiten Leidenden geht es darum, die Scham zu nehmen und das Gefühl zu vermitteln, dass seeli-

sche Krankheiten nicht eine Charakterschwäche oder Ausdruck persönlichen Versagens sind. «Entmutigung ist der schlimmste Gegner des mittelfristigen Behandlungserfolges», so Vauth. Aber auch der Erhalt des Arbeitsplatzes sei von grosser Bedeutung, um Selbstwertgefühl aufrechtzuerhalten und zu verhindern, dass Menschen mit psychischen Störungen an den Rand der Gesellschaft gedrängt werden. Hier setzt Vauth in erster Linie auf berufliche (Wieder-)Eingliederung. «Laut Weltgesundheitsorganisation gelten psychische Krankheiten als wichtigste Gründe, um bei der Arbeit auszufallen. Und es werden immer mehr», erklärt er. Schon heute habe jeder fünfte Mensch in der Schweiz im Verlauf seines Lebens mindestens ein Mal eine psychische Krankheit, die so schwer ist, dass sie fachärztlich behandelt werden müsse. All diese Menschen bilden ein wertvolles Humankapital, sie sollten nicht einfach die Arbeit verlieren. «Auch die Arbeitgeber können es sich schlicht nicht mehr leisten, sich nicht mit psychischen Problemen

«Als ich notfallmässig in eine psychiatrische Klinik eingewiesen wurde, war das für meine Eltern wie Verdrat an der Familie»

ihrer Mitarbeiter zu befassen. Sie sind eine Realität, und dafür besteht auch ein wachsendes Problembewusstsein.» Gleichzeitig müssten die Arbeitgeber wissen, dass psychisch Kranke grundsätzlich durchaus leistungsfähig sein könnten. Deshalb klärt Vauth Personalleiter über psychische Krankheiten auf. Arbeitgeber sollen in die Lage versetzt werden, Stellenanforderung an psychische Einschränkungen besser anzupassen – «durchaus nicht etwa nur aus karitativem Engagement, sondern auch aus betriebswirtschaftlichem Interesse, erfahrene Arbeitskräfte zu erhalten», wie Vauth betont. Das erste Echo in Personalabteilungen sei durchaus positiv. Oft reichten nämlich kleine Umstellungen, so auch bei einem Taxifahrer, der ständig Stimmen hörte. Sein Arbeitgeber richtete mit wenig Aufwand ein SMS-basiertes Bestellsystem ein, seither arbeitet der Taxifahrer sechs statt nur eineinhalb Stunden pro Tag. Wenn so IV-Fälle verhindert werden könnten, sei das auch volkswirtschaftlich sinnvoll, ist Vauths Überlegung. «Das überzeugt dann auch politisch konservative Kreise.»

Aufklärung durch «Gelbes Wägeli»

Das klingt sehr optimistisch – einig sind sich jedenfalls alle, die mit psychisch Kranken zu tun haben, dass Entstigmatisierung eine fundierte Aufklärung der Öffentlichkeit benötigt. Eine Person, die diese Aufgabe konkret anpackt, ist Naomi Petcher, in Ausbildung zur Interaktionsleiterin am Institut Hyperwerk der Fachhochschule Nordwestschweiz. Die Idee hinter ihrer Diplomarbeit: Psychische Krankheiten als eine Art Produkt mit positiven Werten zu besetzen. Dafür startet sie unter dem Label «s'gälbe Wägeli» eine Werbekampagne. In einem gelben Bus wird ein Kurzfilm laufen, der die Fremdwahrnehmung von psychisch Kranken und deren Selbstwahrnehmung gegenüberstellt. Betroffene und Angehörige stehen beim Bus zur Verfügung, um im Gespräch Ängste abzubauen. Erster Halt ist am 17. und 18. Juni in Liestal, die Kantonalen Psychiatrischen Dienste Baselland zeigen dort die Ausstellung «Projektionen». Weitere Stationen sind geplant.

Ziel von «s'gälbe Wägeli» ist, Ähnliches zu erreichen, was bereits dank der roten Schlaufe mit Aids zu beobachten ist, nämlich ein selbstverständlicher Umgang mit der Krankheit. ■

Hotline für Angehörige von psychisch Kranken: 0800 50 50 82

www.gaelbewaegeli.ch

Ausstellung «Projektionen; eine Ausstellung über die Stigmatisierung psychisch kranker Menschen», 17./18. Juni 2006, Kantonale Psychiatrische Klinik, Bienenalstrasse 7, Liestal. www.kpd.ch